
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 11. 1896.

Böse Zungen.

Roman von **Heinrich Vogel.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Der Herausgeber des „Postboten" warf einen ängstlichen Blick auf seinen Freund. „Das ist mein Gewährsmann," sagte er in einem unsicheren Tone, auf Mautner deutend.

„So werde ich zuerst mit Ihnen abrechnen, Herr Mautner," versetzte Otto funkelnden Blickes. „Also Sie sind der Urheber jener Mittheilung. Ich bitte um eine unzweideutige Antwort."

„Ich sollte mir wirklich erst überlegen, ob ich Ihnen darauf antworten soll," sagte Mautner hochmüthig. „Ich glaube auch, es wäre von Ihnen passender gewesen, die ominöse Geschichte möglichst wenig zu berühren. Zudem ist es ja geradezu ein Glück, daß die Sache herauskommt, ehe es zu spät ist. Für Ihre Schwester meine ich natürlich. Uebrigens —"

Nur mit Mühe hatte der Offizier seinen steigenden Zorn zurückgehalten. Jetzt ertrug er es nicht länger. Seinem Gegner in's Wort fallend, rief er keuchend vor innerer Aufregung: „Herr! Zum letzten Male frage ich Sie: haben Sie das, was ich erwähnte, erzählt?"

„Gewiß," fuhr der Gefragte dagegen auf. „Soll ich mich etwa wegen eines Mörders —"

Weiter kam er nicht. Der Husarenlieutenant, leichenblaß, schlug ihm das Zeitungsblatt in's Gesicht: „Infamer Lügner und Verleumder!"

Eine große Verwirrung entstand. Mautner wollte über den Tisch hinweg auf den Offizier zuspringen, der, die Hand auf dem Säbel, zornfunkelnden Auges vor ihm stand. Mit Gewalt mußten Hechler und der Detektiv den über den erlittenen Schimpf sich wie rasend Geberdenden zurückhalten.

„Das sollen Sie büßen!" brüllte er.

Otto wies auf seinen Begleiter. „Ich stehe natürlich in jeder Weise zur Verfügung. Etwaige Mittheilungen wollen Sie an meinen Freund, Herrn v. Thurnberg, richten lassen."

Mit diesen Worten verließen die Offiziere, ohne von den zahlreichen Umstehenden Notiz zu nehmen, in stolzer Haltung den Garten.

Mit Mühe hatten die beiden Tischgenossen den vor Wuth Zitternden so weit beruhigt, daß er sich wieder auf seinen Platz niederließ. Auch die während des Wortwechsels herangetretenen Herren von den benachbarten Tischen redeten ihm zu, seine Absicht, den Offizieren nachzulaufen und sie auf der Straße zu insultiren, fahren zu lassen.

„Ich werde mit Ihnen zum Regimentskommando gehen, und Herr Euler wird uns gewiß als Zeuge begleiten, Emil," sagte nun Hechler.

„Zum Regimentskommando? Was soll ich da?" schnaubte dieser.

„Nun, die Anzeige machen von dem frechen Ueberfall. Sie wollen sich das doch nicht gefallen lassen?"



Ras Mangascha, abessinischer Heerführer. (S. 83)

„Das sieht Ihnen ähnlich, Hechler!" lächelte der Dandy höhnisch. „Anzeige machen! Einen anderen Weg kennen Sie natürlich nicht."

„Sie wollen den Berthold doch nicht etwa fordern?" fragte Hechler auf's Höchste verwundert. „Davon würde ich ganz entschieden abrathen."

„Sie sollen sogar mein Sekundant sein, lieber Hechler."

„Nein, das werde ich entschieden nicht," fiel der Redakteur erschreckt ein. „Ich verwerfe grundsätzlich jedes Duell. Wir leben im aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert und die barbarischen Formen des Faustrechts und des sogenannten Gottesurtheils muß heute jeder gebildete Mann verabscheuen. Wofür hätten wir denn Gerichte, wenn man wegen jeder Kleinigkeit gleich zur Selbsthilfe mit der Pistole greifen müßte?"

„Strengen Sie sich nicht unnütz an, Ihre Feigheit mit wohlfeilen Redensarten zu maskiren," sagte Mautner mit verächtlichem Achselzucken, „das wußte ich im Voraus, daß Sie im Ernstfalle sich schleunigst salviren würden. Glücklicherweise bin ich nicht auf Ihren Beistand angewiesen."

Damit war er aufgestanden und schickte sich an, die Gesellschaft zu verlassen.

„Nein!" rief Hechler jetzt, „Sie dürfen sich nicht schlagen! Die Sache kann gefährlich werden. Sie haben Verpflichtungen, die Sie zuerst einlösen müssen. Was soll aus mir und meinen Wechseln werden, wenn Sie ein Unglück träfe?"

„Hol' Sie und Ihre Wechsel der Teufel!" gab erbost der Dandy zurück. „Was hat das hiermit zu thun? Von Ehre und Ehrensachen haben Sie wahrscheinlich keine blasse Ahnung. — Lassen Sie mich jetzt gehen," sagte er, sich losreißend, denn Hechler hatte seinen Arm ergriffen. „Ich habe jetzt keine Zeit, Ihr Gewinsel länger anzuhören. Adieu!"

„Seien Sie still, Herr Doktor, und lassen Sie Ihren Freund gehen," flüsterte Euler. „Sie machen zu viel Aufsehen. Mir scheint, es war gerade genug für heute."

„Meine Wechsel, meine Wechsel! Ich bin verloren, wenn ihm etwas geschieht," jammerte der Redakteur.

„Seien Sie still, Herr Hechler, und lassen Sie uns gehen. Alle Welt sieht hierher. Mir ist das unangenehm. Kommen Sie. Verspreche Ihnen, daß das Duell nicht stattfinden soll. Weiß ein Mittel."

Hechler schöpfte bei diesen Worten neue Hoffnung. Der Freund des Staatsanwaltes hatte ja begreiflicherweise einigen Einfluß auf diesen. Lebhaft sagte er: „Soll ich Ihre Bemühungen vielleicht durch einen anonymen Brief unterstützen?"

„Schämen Sie sich, Herr Doktor, welcher

anständige Mann wird sich damit befassen, anonyme Briefe zu schreiben!"

„Wie wollen Sie es denn machen?"

„Kann ich Ihnen vorläufig nicht mittheilen. Verspreche es Ihnen aber bestimmt. Muß indeß zuvor Ihre Wechsel sehen."

„Die Wechsel? Wozu? . . . Uebrigens, ich will nicht fragen," sagte Hechler, als er bemerkte, daß Euler ein finsteres Gesicht machte. „Es liegt nichts daran. — Hier sind sie," fuhr er fort, seine Brieftasche öffnend.

Euler nahm die schmalen Papierstreifen. In seinen Augen zuckte ein Lächeln der Befriedigung. Während er sich den Anschein gab, den Text der Wechsel aufmerksam zu lesen, untersuchte er mit den Fingerspitzen die Textur des Papiers.

Es war handgeschöpfte Papiermasse, aus welcher die Wechselformulare des Mautner'schen Bankhauses hergestellt waren. Gegen das Licht gehalten, las man das Wasserzeichen: „A. C. Mautner." Wie durch Zufall riß er dann von dem breiten Rande des einen Papieres ein Stückchen herunter, als er anscheinend die Festigkeit des starken Papieres erprobte.

„Bitte um Entschuldigung, dachte, es wäre noch fester," sagte Euler. „Ist aber kein Unglück. Werden hoffentlich Ihr Geld darum nicht einbüßen."

Damit reichte Euler dem Redakteur die Wechsel zurück und erhob sich, um fortzugehen.

Hechler folgte ihm mit nachdenklicher Miene.

Auf der Straße reichte ihm der Detektiv die Hand. „Wegen des Duells dürfen Sie unbesorgt sein. Glaube bestimmt, es verhindern zu können. Wäre mir lieb, Sie heute Abend von meinen Vorkehrungen verständigen zu können. Sind Sie zu Hause?"

„Wenn ich Sie erwarten darf, Herr Euler, werde ich mich selbstredend heute Abend vom Hause nicht fortrühren. Ich bleibe daher bis neun Uhr in der Redaktion und werde dort arbeiten."

„Ganz recht. Ich werde natürlich früher kommen."

Dann zog Euler seinen Hut und bog in eine Seitengasse ein. Er war äußerst aufgeräumt und pfiff ein Lied vor sich hin.

„Fertig!" lächelte er nun. „Uebermorgen hoffe ich das langweilige Nest verlassen zu können."

12.

Euler hatte noch am späten Abend, nachdem er zuvor — wie er Hechler in Aussicht gestellt hatte — in der Redaktion des „Postboten" vorgesprochen, mit dem Staatsanwalte eine lange Unterredung abgehalten. Beide lachten eben über die drastische Schilderung, die der Detektiv von Hechler's Schrecken entwarf, als er bei Euler's Abendbesuche von diesem ganz plötzlich mit seinem richtigen Namen „Anton Bepps" angesprochen wurde.

„War eigentlich überflüssig, da die Sache auch ohne Hechler's Hilfe, die ich nöthigenfalls durch die Kenntniß seines Geheimnisses erzwingen wollte, zu Stande kommt. Konnte mir die Genugthuung nicht versagen, den feigen Großsprecher etwas kleinlauter zu machen. Sind also jetzt ganz meiner Meinung, Herr Staatsanwalt?"

Deterinak reichte dem Polizisten die Hand. „Ich bin völlig überzeugt, lieber Herr Euler. Hoffentlich gelingt Ihnen auch der letzte Zug, damit wir das ganze Spiel gewinnen. Sie sind ein geschickter Mann. Die unauffällige Art Ihres Vorgehens und die Sicherheit Ihrer Schlüsse ist bewundernswerth."

Euler wurde durch das Lob sichtlich hoch erfreut. „Wären auch selbst zum Ziele gekommen, Herr Staatsanwalt," sagte er, bescheiden abwehrend.

„Mag sein," erwiederte Deterinak, „aber keinesfalls so schnell. Ich war zu sehr in meinen Bewegungen behindert. Jeder Schritt wäre aufgefallen. Und dann, ich will offen sein: ich befand mich stark auf falscher Fährte. Vielleicht wäre mir das Wild entkommen. Nein, ich bin herzlich froh, daß Sie gerade Zeit für mich hatten."

Er übergab dem Detektiv einen Brief, den dieser seiner umfangreichen Brieftasche einverleibte.

„Hier ist der Befehl an das Gendarmeriekommando, den Sie wünschen. Nun legen Sie sich rechtzeitig zu Bette; der Tag fängt für Sie morgen zeitig genug an. Adieu, Herr Euler, viel Glück!"

Der Beamte ging.

Nachdem er den erhaltenen Auftrag dem Kommandanten der Gendarmerie übergeben und mündlich näher erläutert hatte, begab er sich zum „Goldenen Hirsch".

Im Herrenzimmer daselbst war es heute leer und still. Nur der Amtsrichter und der Apotheker des Städtchens saßen auf ihren angestammten Plätzen, sonst war Niemand von der gewöhnlichen Gesellschaft erschienen. Euler setzte sich zu ihnen.

„Kommt Deterinak heute nicht?" fragte der Apotheker.

„Wahrscheinlich nicht. Ist jetzt sehr beschäftigt," versetzte der Amtsrichter.

„Glaub's! Der Mensch hat übrigens Glück. So ein herrlicher Fall, welcher überall das größte Aufsehen machen muß. Uebrigens ist der Deterinak ein ganzer Mann. Energisch muß man vorgehen. Da hat der Hechler in seinem Blatte ganz recht. In solchen Dingen gibt's keine Rücksichten. Sie brauchen nicht den Kopf zu schütteln, Amtsrichter, ich weiß, Sie sind anderer Ansicht. Aber der Ausgang wird es zeigen. Bei Mordsachen ist Gefühl und Humanität ausgeschlossen. Höllenstein und Scheidewasser — anders geht es nicht. Die Wahrheit gleicht dem Golde. Will man die Schlacken fortschaffen, muß man mit Säuren arbeiten. Zuckerwasser thut's nicht. Das muß jeder vernünftige Mensch einsehen. Nicht wahr, Herr Euler?"

Der Detektiv hatte inzwischen mit Johann über das Nachtessen verhandelt und deshalb der Rede des Apothekers keine Beachtung geschenkt. Als er jetzt plötzlich angeredet wurde, wußte er nicht gleich, was er antworten sollte. Er hatte wohl den Klang der Worte des Apothekers vernommen, ihr Sinn aber war ihm nicht zum Bewußtsein gekommen.

„Säure," sagte er jetzt zögernd, sein Glas Rothwein prüfend an den Mund führend, „es geht. Nicht zu viel. Mit Zuckerwasser nachhelfen — für meinen Geschmack nichts."

Der Apotheker starrte ihn mit großen Augen verwundert an. Er wußte nicht, was er aus dieser Antwort machen sollte. Der Amtsrichter aber brach in ein fröhliches Gelächter aus, dem sich auch Johann, allerdings in geräuschloser Weise, anschloß.

„Köstlich, Herr Euler! Ausgezeichnet!"

Als Euler das beleidigte Gesicht des Apothekers bemerkte, wollte er sich entschuldigen. Aber der leicht erregbare Mann erwiederte kein Wort, sondern zahlte seine Zeche und verließ, fast ohne sich zu verabschieden, mit gekränkter Miene das Gastzimmer.

„Machen Sie sich nichts daraus, Herr Euler," meinte der Amtsrichter, „das macht er jede Woche mindestens einmal. Morgen hat er seinen Groll vergessen. „Aber," fügte er leiser hinzu, „wie steht denn die Sache?"

„Noch einen Tag, und Alles ist in Ordnung. Mehr kann ich heute auch Ihnen nicht sagen."

„So muß ich mich schon bis dahin gedulden. Lassen Sie sich übrigens nicht stören, Ihr Essen wird kalt."

Der Amtsrichter griff nach einer der auf dem Tische liegenden Zeitungen und vertiefte sich in deren Lektüre.

Euler konnte sich jetzt ganz der Sorge um seinen Leib hingeben, was er auch in gewohnter gründlicher Weise that. Dann erhob er sich und wünschte dem Amtsrichter freundlich eine gute Nacht.

Bevor er die Treppe zu seinem Zimmer hinaufstieg, ersuchte er den Wirth, ihm für vier Uhr Morgens einen geschlossenen viersitzigen Wagen bereit zu halten, der aber nicht vorfahren, sondern auf dem Hofe seine näheren Weisungen abwarten solle. Ihn selbst möge der Hausknecht um halb vier Uhr aufwecken.

* * *

Hechler sollte eine böse Nacht verbringen. Das Schicksal Mautner's oder vielmehr seiner Wechsel lastete schwer auf seinem Gemüthe und drückte ihn wie ein böser Alp. Er sah eine riesengroße Spinne mit den Gesichtszügen Euler's über sich schweben und sich langsam, ganz langsam auf ihn herabsenken. Vergebens versuchte er dem drohend die langen Greifarme nach ihm Ausstreckenden zu entfliehen. Seine Glieder waren aber unbeweglich geworden, er konnte sich nicht von der Stelle rühren, und näher, immer näher kam das schreckliche Gespenst. Jetzt hing es unmittelbar über seinem Haupte und — donnerte ihm zu: „Anton Bepps!"

Einen lauten Angstschrei ausstoßend, erwachte der Redakteur, gänzlich in Schweiß gebadet. Seine Glieder zitterten vor Angst, und sein Herz pochte hörbar gegen seine Brust. Da schlug die Wanduhr die zweite Stunde. Es war noch finster.

Hechler versuchte weiter zu schlafen, aber seine erregten Nerven ließen dies nicht zu. Unruhig wälzte er sich auf seinem Lager hin und her. Die Bilder des verflossenen Tages traten vor seine Seele, den Schlummer gänzlich verscheuchend.

„Wenn Mautner im Duell fiel! Dann ade alle Hoffnung auf den reichen Gewinn!" phantasirte der Ehrenmann. Jawohl! Wenn sein „Freund" im Duell fiel, blieb ihm der Geldschrank des Bankiers für immer verschlossen. Und wenn Jener gesund blieb, was dann? Der Gedanke an den fürchterlichen Euler, der ihn — Hechler — so gut kannte, erfüllte ihn auf's Neue mit Schrecken. Wenn er ihm nur die Wechsel nicht gezeigt hätte! Dann würde er aber von Jenem gewiß dazu gezwungen worden sein; denn wie hätte er es verweigern können, nachdem Euler ihn mit dem Namen angeredet hatte, den er längst vergessen wähnte? Anton Bepps! Schrecklich! Was sollte er nun beginnen? Wenn er nur gestern Abend sofort zu Mautner gegangen wäre. Aber Euler hatte es ihm verboten, und er hatte gehorchen müssen. . . . O — es war zum Rasendwerden! . . .

Hechler knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

„Ob Kohler den Brief wohl besorgt hat?" meinte er dann. „Uebrigens, wozu habe ich Mautner gewarnt vor dem — Geheimpolizisten?"

Er wußte es selbst nicht. Nur unklar dämmerte in ihm eine große Gefahr auf, die Jenen bedrohte. Wenn er nur fliehen würde. Dann aber war sein Geld ebenfalls verloren.

„Also in jedem Falle verloren!"

Er barg sein Gesicht in die Kissen und jammerte. Immer klangen ihm die Worte des Detektivs in den Ohren: „Ein hübsches schriftstellerisches Pseudonym, Ihr jetziger Name, Herr Bepps!" Dazu hatte der Elende so gelacht. . . .

Wieder trat der Gedanke an Mautner vor seine Seele. Ob er wohl geflohen war?

Geflohen? Weshalb?

Plötzlich stand Alles klar vor seiner Seele.

„Ruttner!" rief er entsetzt aus.

Ja, das war der Zusammenhang. Ein Schwindel befiel ihn. Auch das noch! Die Anspielungen des Detektivs.... Eine unendliche Trostlosigkeit und Verzagtheit befiel den kleinen Mann. Daß auch Alles auf einmal kommen mußte! Seine Vergangenheit entlarvt, sein Geld verloren, seine Stellung in Burgheim unhaltbar! Jetzt galt es zu retten, was zu retten war. Tausend wechselvolle Gedanken durchkreuzten sein Gehirn. Tausend einander widersprechende Pläne wurden geschmiedet und sofort wieder verworfen.

Dabei verlief die Zeit so langsam! Jetzt war es erst halb vier Uhr. Endlich erbarmte sich der Schlaf des gemarterten Gehirns. Hechler's Gedanken fingen an sich zu verwirren, und der lange vergeblich ersehnte Schlummer ließ ihn den Jammer seines Daseins vergessen.

— — — — — — — — — —

Die schönen Sonnentage schienen ihr Ende gefunden zu haben. Der Wind war umgesprungen und hatte über Nacht dichtes Gewölk aus den Bergen hinaufgetrieben, Mond und Sterne verdeckend. Ein feiner Regen rieselte unaufhörlich nieder vom trüben Himmel. Anfangs von Baum und Strauch festgehalten und vom trockenen Erdboden gierig aufgesogen, fing er jetzt an, den Weg aufzuweichen und den Staub der Straße in eine dickflüssige Masse zu verwandeln.

Als der Morgen grau und schmutzig heraufzog, spiegelten sich die tief am Himmel jagenden Wolkenfetzen in den milchigen Tümpeln und Lachen, welche Straße und Steg fast ungangbar machten.

Von der ehemaligen Stiftskirche schlug es gerade halb Fünf, als vor einem Seitenthore der Husarenkaserne ein geschlossener Landauer vorfuhr.

Einige Minuten später erschienen Otto und der Lieutenant v. Thurnberg in Begleitung des Stabsarztes des Regiments auf der Straße. Otto's Diener folgte, ein Kästchen von Eichenholz tragend. „Nach dem Jägerhaus!“ befahl Otto.

Die Herren stiegen ein, der Diener stellte das Kästchen des Regens halber in den Wagen und schwang sich zum Kutscher auf den Bock. Dann ging's vorwärts im scharfen Trab zum Thore hinaus.

Der Weg führte zuerst über eine mit Kirschbäumen besetzte Landstraße; die reich mit sich röthenden Früchten beladenen Aeste der Bäume hingen in dem ohne Unterlaß fließenden Regen schwer hernieder. Dann bog der Wagen in einen üppigen Laubwald ein, der sich hier fast bis an das Weichbild der Stadt erstreckte.

Das Jägerhaus, das Otto dem Kutscher als Ziel der Fahrt angegeben, lag etwa eine halbe Stunde vom Eingange des Waldes entfernt. Das reizend von einem Kranze mächtiger Eichen umgebene Forsthaus war ein beliebter Ausflugsort der Bewohner Burgheims, die gerne unter den dichten Kronen der herrlichen Bäume die kräftige Waldluft genossen und die ländlichen Speisen und Getränke, die hier verabreicht wurden, mit Behagen verzehrten.

Im Walde mußte der Kutscher das schnelle Tempo der Pferde mäßigen, welche in der feuchten Regenluft dampften und jedesmal unmuthig die Köpfe emporwarfen, wenn ein regenschwangerer Ast, den der Wagen streifte, sie mit einem Sturz großer Tropfen überschüttete. In dem aufgeweichten Erdreich sanken die Räder tiefer ein und knirschten im nassen Sande.

Otto wurde ungeduldig. Er zog seine Uhr. „Schon dreiviertel,“ sagte er. „Ich möchte nicht zuletzt kommen. Wenn es nicht wegen des Aufsehens gewesen wäre, den zwei Wagen hintereinander um diese frühe Stunde machen, hätten wir besser den näheren Weg durch die Stadt und über die Chaussee genommen.“

„Wir kommen früh genug, Otto,“ sagte Herr v. Thurnberg. „In zwanzig Minuten sind wir beim rothen Kreuz, dort verlassen wir den Wagen, der zum Jägerhaus fahren kann, und sind nach wenigen Schritten zur Stelle — immer noch wenigstens zehn Minuten vor der festgesetzten Zeit.“

„Aber,“ fragte der Regimentsarzt, „sollten wir den Wagen nicht lieber in der Nähe behalten? Für alle Fälle!“

„So mag er beim rothen Kreuz warten, wenn Sie glauben, Doktor.“

Otto beugte sich zum Fenster hinaus, dem Kutscher die entsprechende Weisung zu geben.

Dieser nickte, und weiter ging's durch den Wald. Der Regen hatte nachgelassen. In dem helleren Lichte des wachsenden Tages glänzten die nassen, frischen Blätter im lieblichsten Grün.

Da leuchtete plötzlich ein Sonnenstrahl durch's Gezweige, tausend und abertausend Diamanten entzündend im üppigen Waldmoose und an den Rändern der regenbeladenen Blätter.

Die verstummten Vögel wurden jetzt laut. Zuerst zog wie versuchend ein langgehaltener süßer Ton der lockenden Amsel durch's Gebüsch. Dann lauter, immer lauter ertönte ihre Weise, bis endlich der ganze Wald einfiel und der hundertfältige Chor der kleinen Waldsänger die siegreiche Himmelsleuchte begrüßte.

* * *

Als der Hausknecht vom „Goldenen Hirsch“, dem erhaltenen Auftrage gemäß, seinen Gast wecken wollte, fand er ihn schon völlig angekleidet am offenen Fenster sitzen.

Mißvergnügt studirte Euler den trüben Himmel. Trotz seiner Gewohnheit, stets ein gleichmüthiges Gesicht zu zeigen, konnte er heute eine gewisse Aufgeregtheit nicht verbergen. Er sprang häufig von seinem Sitze auf, blickte mechanisch auf seine Uhr und blies den Dampf der Cigarre in kurzen Stößen vor sich hin.

Plötzlich horchte er auf. Er hatte das Rollen eines Wagens wahrgenommen.

„Endlich,“ sagte er aufathmend, „Alles geht gut,“ als ein geschlossener Fiaker hinter dem Dom hervorkam und an der Ecke vor dem dort gelegenen Mautner'schen Hause Halt machte.

Der aus dem Wagen steigende Herr, ein junger Mann von dreißig Jahren, zog ein Pfeifchen aus der Tasche und ließ einen scharfen Pfiff ertönen.

Kurz nachher öffnete sich eine Thür, und Emil Mautner erschien auf dem Marktplatz. Er sah übernächtig aus. Sein bleiches Gesicht erhielt durch die schwarzgeränderten, tiefliegenden Augen einen leidenden Zug.

Den langen Regenmantel fester um die Schultern ziehend, trat er schnell auf den Wagen zu und stieg ein, indem er den ihn erwartenden Freund mit einem Händedruck begrüßte.

Der Kutscher hatte augenscheinlich schon die nöthige Weisung erhalten, denn kaum, daß der Schlag zugeworfen war, wendete er in kurzem Bogen seinen Wagen, und das Fuhrwerk rollte schnell die Domstraße hinauf.

Unmittelbar nachher wurde beim „Hirsch“ das Seitenthor geöffnet, und Euler fuhr in lebhaftem Trab über den Marktplatz ebenfalls in die Domstraße.

Als der Wagen bei dem alten Thor anlangte, hielt er einen Augenblick. Aus der dort befindlichen Wohnung des Thorwarts traten zwei Gendarmen, welche, den Beamten militärisch grüßend, zu ihm in den Wagen stiegen. Dann ging es weiter, immer dem ersten Wagen in angemessener Entfernung folgend.

Dieser nahm seine Richtung auf den Bahnhof zu, fuhr über den Bahnkörper und erreichte dort die Chaussee, welche dem in Nebel und Regen fast verschwindenden Walde zuführte.

— — — — — — — — — —

Mautner war ungewöhnlich einsilbig. Er hatte sich fest in die Ecke des Wagens gedrückt, wie wenn er sich erwärmen wollte. Sein Begleiter nahm aus der Wagentasche eine Flasche und ein Glas heraus, füllte es mit einem dunkelgelben Wein an, der sofort einen belebenden Geruch in dem Wagen verbreitete.

„Trink ein Glas Sherry, Emil, damit Du Dich erwärmst. Du bekommst dann eine festere Hand.“ (Fortsetzung folgt.)

Ras Mangascha, abessinischer Heerführer.

(Mit Porträt auf Seite 81.)

In den Kämpfen gegen die Italiener in ihrer erythräischen Kolonie in Afrika ist bisher neben dem jetzigen Negus Menelik II. der kühne abessinische Häuptling Ras (Fürst) Mangascha, der Fürst von Tigre, am meisten in den Vordergrund getreten. Er zählt nach einem Berichte des italienischen Reisenden Luigi Mercatelli etwa dreißig Jahre; seine Gesichtszüge sind regelmäßig und einnehmend, wie unser Porträt auf S. 81 zeigt. Sein Auftreten ist liebenswürdig, doch hat er sich bisher nicht minder doppelzüngig und verschlagen gezeigt, wie der Negus selbst. Ras Mangascha besitzt große persönliche Tapferkeit und ist für einen abessinischen Häuptling ziemlich gebildet. Er liest die Briefe, die er erhält, selbst und verbessert diejenigen, die sein Schreiber für ihn verfaßt.

Havana.

(Mit Bild auf Seite 84.)

Der Aufstand gegen die Spanier auf der Insel Cuba begann im Februar 1895 in der östlichsten Provinz des Eilandes, Santiago, und hatte sich bis zum Ende des Jahres bis in die Provinz Matanzas ausgedehnt. Gegenwärtig verwüstet Maximo Gomez mit etwa 9000 Mann auch bereits die reichen Provinzen Havana und Pinar del Rio, die westlichsten der Insel, und schon wurde die Hauptstadt Havana ernstlich von den Aufständischen bedroht. Die Hauptstadt Havana, von der wir auf S. 84 eine Ansicht bringen, ist zugleich der wichtigste Handelsplatz Westindiens und liegt auf der Nordwestseite der Insel an dem weiten Eingang eines Hafens, der sich oberhalb in drei Buchten spaltet. Detachirte Forts vertheidigen die Einfahrt zum Hafen in die mit den Vorstädten 199,000 Einwohner zählende Stadt. Die eigentliche Stadt liegt unmittelbar am Hafen und ist der Hauptsitz des Verkehrs. Die Straßen sind eng und schmutzig, die Häuser meist niedrig. Von den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die 1724 in altspanischem Styl erbaute Kathedrale aus, in der seit 1794 die Gebeine des Kolumbus ruhen.

Napoleon's I. letzter Abschied von Weib und Kind.

(Mit Bild auf Seite 85.)

Nach der verlorenen Schlacht bei Leipzig war Napoleon I. fast ohne Heer nach Frankreich zurückgekehrt. So lange wie möglich blieb er in Paris, weil er von dort aus am besten die Zusammenziehung seiner Streitkräfte leiten und den Marsch seiner neuausgehobenen Ergänzungsmannschaften beschleunigen konnte. Dann kam aber der Augenblick, wo er sich nothwendig zur Armee begeben mußte. Am 23. Januar 1814, nachdem schon einige Gefechte im Lande gegen die vordringenden Alliirten stattgefunden hatten, entbot er die Offiziere der Pariser Nationalgarde in die Tuilerien und stellte die Kaiserin-Regentin und seinen dreijährigen Sohn, den König von Rom, in ihren Schutz. Am 25. Januar nahm er Abschied von diesen Beiden (siehe unser Bild auf S. 85). Nicht ohne Rührung umarmte er seine Gemahlin Marie Luise, der bei seinen Worten, welche die Hoffnung auf glückliches Wiedersehen und die Mahnung, ihr Kind zu schützen, ausdrückten, die Thränen aus den Augen liefen. Aufmerksam horchte der kleine kaiserliche Prinz, bei dem sich seine Gouvernante, die Gräfin Montesquiou-Fezensac, befand, den Worten des Vaters. Als dieser etliche Monate später seinen Thron verlor, mußte Marie Luise sich, der Weisung ihres Vaters, des Kaisers Franz, folgend, mit ihrem Sohne nach Schönbrunn begeben, um dort zu erwarten, was weiter über sie beschlossen werden würde.

Zug unterwegs.

Erzählung von Alr. Myers.

1. (Nachdruck verboten.)

Auf dem Bahnhofe der mitteldeutschen Industriestadt K. herrschte ein außerordentlich lebhaftes Gedränge von Kindern, welche alle Wartesäle, den Bahnsteig und selbst die Flure und Treppen besetzt hielten. Trotzdem es ein Wochentag war, bewegten sich zwischen diesen zahlreichen Kindern auch Erwachsene im Festtagsgewande, meist Mädchen und Frauen, doch auch einige Männer aus allen Ständen. Es galt eine eigenthümliche Feier, die alljährlich stattfand und die in einem Ausfluge nach dem Nachbarorte Waldberg, der drei Stationen von K. entfernt liegt, bestand.

Vor einer Reihe von Jahren hatte ein liebenswürdiger alter Herr, ein Kinderfreund, ein nicht unbedeutendes Kapital testamentarisch hinterlassen, von dessen Zinsen alljährlich die gesammten Schulen der Stadt in einem Sonderzuge einen Ausflug nach der Station Waldberg, dem Geburtsorte des Verstorbenen, machen sollten. Dort befand sich in der Nähe des Bahnhofes ein Buchenwald, in diesem wurden aus den Zinsen des Vermächtnisses die Kinder, ebenso die Angehörigen, welche sich an dem Ausfluge betheiligen wollten, bewirthet, dann folgten allgemeine Spiele der Jugend und eine Gedächtnißrede auf den Verstorbenen, deren Inhalt ebenfalls testamentarisch vorgeschrieben war; endlich gab es am Nachmittag noch Kaffee und Kuchen, und gegen fünf Uhr erfolgte wieder mit demselben Zuge die Rückfahrt nach der Heimath. Der Ausflug war ein Freudenfest für die kleine Gesellschaft und deren Angehörige. Tagelang vor und nach dem Feste sprach man davon.

Lautes Rufen der Stationsbeamten und Zeichen mit der Handglocke mahnten die auf dem Bahnsteige sich Drängenden zur Vorsicht. Der lange Sonderzug fuhr ein, und im Nu wurde er von den Kindern gestürmt. Kaum gelang es den Bemühungen der Lehrer und Lehrerinnen, Ordnung zu schaffen; es drängten sich eben in jede Wagenabtheilung so viele Kinder hinein, als nur Platz hatten. Für die Fahrt von kaum einer halben Stunde begnügte man sich nöthigenfalls auch mit einem Stehplatz. Es wurde nur sorgfältig nachgesehen, ob auch alle Thüren geschlossen waren, damit dieselben unterwegs nicht aufsprangen. Einzelne Wagenabtheilungen waren für Erwachsene freigehalten worden, für die Angehörigen der Kleinen, während die Lehrer und Lehrerinnen bei ihren Schützlingen Platz nahmen und jetzt noch vor den Thüren standen, um etwaigen Nachzüglern ihre Plätze anzuweisen.

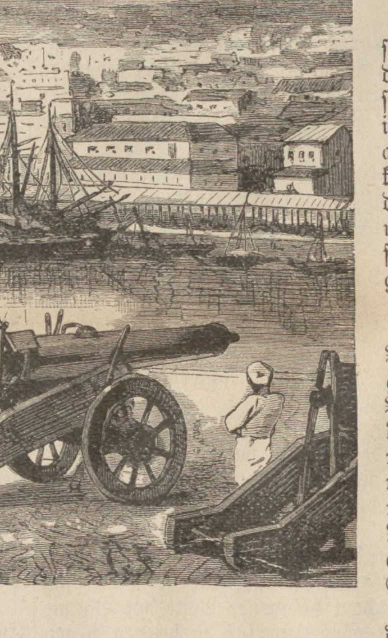
„Fräulein Agnes — Fräulein Agnes!" schrien die kleinen Mädchen von acht bis zehn Jahren aus einer Wagenabtheilung heraus. „Kommen Sie doch zu uns herein, wir haben einen so schönen Eckplatz für Sie."

„Wartet nur," sagte das am Anfang der Zwanziger stehende Mädchen; „drängt euch nicht so am Fenster herum, damit Keines von euch herausfällt. Ich muß nur noch etwas besorgen."

Die braunen Augen der jungen Lehrerin schienen auf dem Bahnsteige etwas zu suchen. Dann schritt sie plötzlich auf einen Mann zu, der dicht in der Nähe der Signalglocke stand und mit finsterem Gesicht das lustige Treiben beobachtete. Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Du kommst nicht mit, Franz?"

Der Angeredete blickte auf, und ein ironisches Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

„Was verschafft mir die Ehre, mein Fräulein?" sagte er. „Seien Sie vorsichtig! Sie werden sich in den Augen aller dieser ehrenwerthen Leute schaden und vielleicht um Ihre kostbare Stellung bringen. Sie wissen, ich bin ein Verfehmter, Sie waren ja selbst so freundlich, es mir vorgestern zu schreiben."



Ansicht von Havana. (S. 83)

„Franz," sagte die junge Lehrerin, „warum bist Du so hart gegen mich? Wie kannst Du mich so mißverstehen! Ich habe Dir einige Worte der Warnung geschrieben, zu denen ich mich verpflichtet glaubte. Du hast einen Kampf aufgenommen, der nicht durchführbar ist, und ich wollte Dich nur warnen. Es ist mir nicht eingefallen, zu behaupten, daß Du verfehmt seiest. Wenn ich in meinem Schreiben Worte gebraucht haben sollte, die Dich in Deiner Empfindlichkeit verletzen, so verzeihe mir, ich that es in bester Absicht."

Franz lachte gezwungen und sagte dann: „Das sagen sie Alle. Merkwürdig, welches Interesse die Leute an mir haben! Ich wünschte, sie interessirten sich ebenso für das, was gerecht und billig ist. Merkwürdig, daß auch Du dieselbe Redensart von meiner Empfindlichkeit gebrauchst. Weil ich mein Recht will, gelte ich für empfindlich. Aber ich bin keine Sklavenseele, ich werde für mein Recht mein Leben einsetzen. Das ist keine Redensart bei mir, wie Du weißt. Ich werde weiter kämpfen, und sollte es mich meine Existenz kosten."

„Du vergißt," sagte Agnes ernst, „daß Du mit Deinem Eigensinn viele Menschen betrübst, die Dir wohlwollen, daß Deine Freunde, die Du gehabt hast, Dir entfremdet sind."

„Ja, ja," sagte Franz bitter, „ich habe sie kennen gelernt, diese Freunde in der Noth! Sie sind niemals meine Freunde gewesen. Einen einzigen habe ich, der zu mir hält."

„Und dieser einzige ist Dein Unglück. Wie kannst Du, der ehrenhafte Mensch, der sich allgemeiner Achtung erfreut, Dich mit einem Manne einlassen, der ein Trunkenbold ist, und dessen Gesellschaft wahrlich Niemand zur Ehre gereicht?"

„Das thut die meinige auch nicht mehr," erklärte Franz. „Ich muß zu ihm halten, weil er mein Leidensgenosse ist; auch ihm hat man Unrecht gethan. Seine Freundschaft genügt mir, ich habe wenigstens einen Gesinnungsgenossen an ihm, und er ist keine Sklavenseele, wie die Anderen."

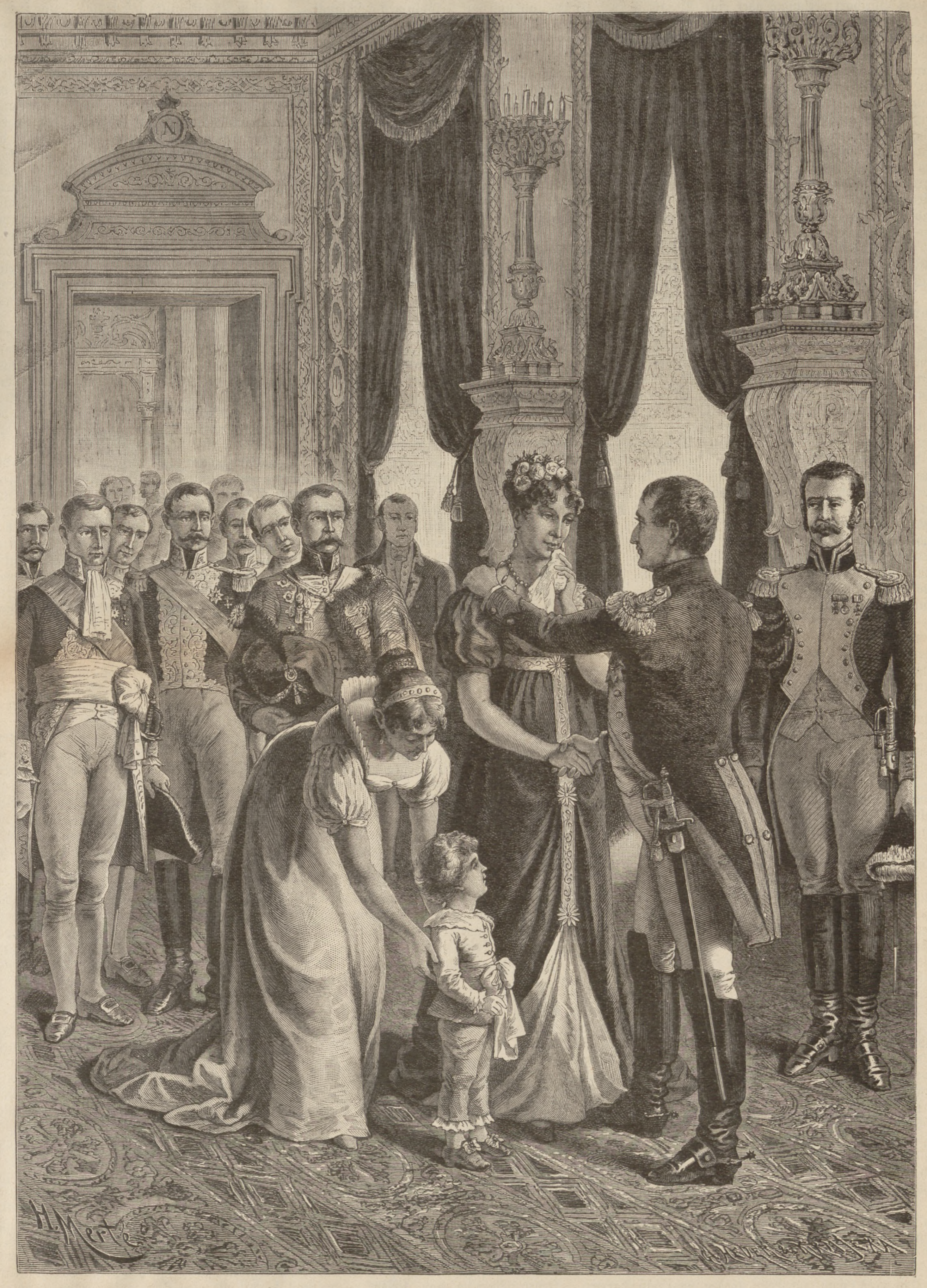
Der laute Ton der Glocke, die das zweite Zeichen zum Einsteigen gab, unterbrach die Unterhaltung der beiden jungen Leute.

„Ich muß einsteigen," sagte Agnes, dann beeilte sie sich, in ihre Wagenabtheilung zu kommen, wo die Kinder sie mit Jubelgeschrei empfingen.

Franz Borchart begab sich vom Bahnhofe nach der Stadt zurück, bewegt von gemischten Gefühlen. Während ihn auf der einen Seite die Anhänglichkeit des jungen Mädchens, mit dem er verlobt gewesen war, freute, fühlte er sich auf der anderen Seite schmerzlich berührt durch das Unglück, das ihn betroffen hatte, und durch das Unrecht, das an ihm begangen worden war.

Der junge Mann war tüchtig in seinem Fach, war ein hervorragender Techniker, wenn auch nur für die mittlere Karrière des Berufes, er gehörte aber zu den Leuten, die ein stark entwickeltes Rechtsgefühl haben, das sie dazu verleitet, in gewissen Augenblicken des Lebens Alles auf eine Karte zu setzen.

Franz Borchart hatte eines Tages eine Auseinandersetzung mit einem Vorgesetzten, einem Maschineningenieur, in welcher dieser sich einen heftigen Tadel einzelner Anordnungen Borchart's erlaubte. Der Ingenieur war offenbar im Unrecht, er hatte in Uebereilung gehandelt, und wahrscheinlich that ihm die ganze Angelegenheit schon nach einigen Stunden leid. Franz Borchart betrat aber den Weg der Beschwerde und forderte Genugthuung. Es wurde ihm von Seiten des höchsten Beamten im Orte, des Berg- und Hüttendirektors, mitgetheilt, daß ihm Unrecht geschehen, und daß der Maschineningenieur auf sein Unrecht aufmerksam gemacht worden sei. Damit galt die Angelegenheit für erledigt.



Napoleon I. nimmt den letzten Abschied von Weib und Kind. (S. 83)

Franz Borchart verlangte aber eine Abbitte in aller Form, und dazu verstand sich sein Vorgesetzter nicht, dazu gab auch der höchste Beamte des Werkes seine Zustimmung nicht, als sich Franz beschwerdeführend an ihn wandte. In der festen Ueberzeugung, daß ihm eine Genugthuung gebühre, ließ sich nunmehr Franz hinreißen, einen verletzenden Brief an seinen obersten Chef zu schreiben. Mit Rücksicht auf seine sonstigen guten Leistungen fühlte sich der höchste Beamte des Werkes veranlaßt, ihm einen Privatbrief zu schreiben, in dem er ihn auf seine Ungehörigkeit und seinen Eigensinn aufmerksam machte und ihm mittheilte, daß er ihm aus Gründen der Disziplin eine Geldstrafe auferlegt habe.

Gegen diese Geldstrafe lehnte sich Borchart auf. Er glaubte, daß ihm ein schweres Unrecht geschehe, und das Ende war seine Entlassung.

Franz versuchte durch eine Druckschrift das Unrecht zu beweisen, das ihm geschehen war. Die Meisten gaben ihm im Prinzip Recht, schüttelten aber doch den Kopf über sein Vorgehen, und Niemand wagte eine Aeußerung zu seinen Gunsten. Man zog sich gesellschaftlich von ihm zurück, um sich nicht selbst mißliebig zu machen, und schließlich stand der junge Mann gänzlich allein. Nur ein einziger Genosse blieb ihm, den Agnes mit Recht als einen Trunkenbold bezeichnet hatte. Es war ein ehemaliger Beamter, der wegen Unbrauchbarkeit entlassen worden war und sich aus Schwäche und Verzweiflung dem Trunke ergeben hatte, sich aber jetzt als Märtyrer aufspielte und Franz immer mehr aufhetzte.

Selbst jetzt, in dem Augenblicke, in dem Franz über die Straße ging, erlebte er fast bei jedem Schritte Unangenehmes. Er sah, wie Leute, die früher mit ihm bekannt gewesen und ihn anscheinend gern gehabt hatten, ihm auswichen, zur Seite blickten, um ihn nicht zu sehen, oder in Häuser oder Geschäfte hineingingen, um seiner Begegnung auszuweichen. Seine Grüße wurden nicht erwiedert, er war in der That in diesem kleinen Kreise ein Verfehmter, ein alleinstehender Kämpfer für ein Recht, das von allen anderen Leuten anscheinend nicht anerkannt oder aus Interesse und Furcht verleugnet wurde.

Franz Borchart ging nach seiner bescheidenen Wohnung zurück und suchte dort noch einmal den Brief hervor, den ihm Agnes vor einigen Tagen geschrieben hatte. Sie forderte ihn darin nochmals auf, diesen aussichtslosen Kampf aufzugeben, sie warnte ihn davor, einen Prozeß anzufangen, da dieser nach dem Urtheil Sachverständiger vollständig aussichtslos sei. Sie rieth ihm nochmals, einen anderen Ort für seine Thätigkeit aufzusuchen und sich in die Arbeit zu stürzen, weil er in derselben am besten Vergessenheit der Vorgänge finden könne; sie bot ihm ihre Ersparnisse an, wenn er, wie sie fürchte, mit seinem Gelde zu Ende sei.

Wie liebenswürdig sie war, und wie gut sie es mit ihm meinte! Sie hatte nur zu richtig geahnt, seine Ersparnisse gingen zu Ende. Was er dann anfangen sollte, wenn seine letzten Mittel erschöpft waren, das war ihm allerdings unklar. Hilfe hatte er ja von Niemand zu erwarten.

Er überzählte seine Mittel und entschloß sich, dem Rath seiner Braut zu folgen. Er sah ein, daß seine Sache aussichtslos sei. Er wollte noch an demselben Tage fort, aber nicht ohne Abschied von Agnes. Die beste Gelegenheit, ihr einige Abschiedsworte zu sagen, bot sich ihm bei der Rückkehr des Sonderzuges auf dem Bahnhof.

2.

Das Fest war vorüber, programmgemäß und herrlich verlaufen, zumal die Witterung es begünstigt hatte. Singend und mit Kränzen von Eichenlaub und mit Feldblumen geschmückt, kamen die Schaaren der Kinder, begleitet von ihren Lehrern und Lehrerinnen, nach dem Bahnhof in Waldberg zurück und nahmen in den Wagenabtheilungen Platz. Die kleine Gesellschaft war noch lustiger und aufgeräumter, als am Morgen, alle die kleinen Gesichter waren geröthet, aus den Augen leuchtete heller Jubel; die Lust der Kleinen hatte sich auch auf die Erwachsenen übertragen, überall sah man fröhliche und heitere Gesichter.

Vor dem Zuge stand die fauchende und pustende Lokomotive, die fortwährend aus ihren Ventilen Dampf abließ, von dem ein bedeutender Ueberdruck vorhanden war. Der Heizer warf noch einmal in die rothe Gluth des Feuers eine starke Ladung Kohlen. Dann blickte er sich nach dem Lokomotivführer um, welcher noch auf dem Bahnsteige stand und mit dem Stationsvorsteher sprach. Als der Heizer sich zur Maschine zurückwendete, stieß er aus Versehen mit der rechten Schulter an den Regulatorhebel, der den Dampf des Kessels für die Maschine öffnet und schließt. Der Hebel öffnete sich durch den Stoß, im nächsten Augenblick fuhr zischend der Dampf aus allen Ventilen, und die Lokomotive setzte sich in Bewegung. Der erschreckte Heizer verlor den Kopf und griff nach dem Steuerungshebel, der die Geschwindigkeit der Lokomotive regulirt. Kaum hatte er ihn berührt, als die Steuerung durch den starken Dampfüberdruck vollständig herausschlug, der Griff des Hebels den Heizer vor die Brust traf, so daß er von der Lokomotive herunterflog und mit gebrochenem Fuße liegen blieb. Im nächsten Augenblick sauste mit voller Dampfkraft der führerlose Zug aus dem Bahnhof hinaus, unter dem vielhundertstimmigen Schreckensschrei der versammelten Menschenmenge.

Schneller als dies erzählt werden kann, war der dahinrasende Zug den Zurückbleibenden entschwunden, die völlig rathlos waren. Der Stationsvorsteher beschloß, eine Reservelokomotive nachzuschicken, um den Zug wieder einzufangen, ein schwieriges Kunststück, das indeß in manchen Fällen gelingt. Ehe diese Lokomotive aber aus dem Nebengeleise, auf dem sie stand, auf das Hauptgeleise gebracht worden war, hatte der durchgegangene Zug einen so großen Vorsprung, daß an ein Erreichen desselben kaum noch gedacht werden konnte.

Die Lokomotive stand unter vollem Dampfdruck, die Steuerung war herausgeschleudert, so daß die volle Fahrgeschwindigkeit eintreten mußte. Der Kessel war mit Wasser gefüllt, frische Kohlen waren auf das Feuer geworfen. Unter diesen Umständen raste der Zug mindestens drei Viertelstunden ununterbrochen fort. Wenn er in diesem Tempo fuhr, erreichte er die Endstation K. in zwanzig Minuten; K. war aber Kopfstation, dort liefen die Geleise in Prellböcke aus, dort gab es kein Anschlußgeleise auf das man den Zug hätte leiten können, bis er nach dem Verbrauch des Dampfes von selbst zum Stehen kam. Wenn es nicht gelang, den Zug wieder einzufangen, dann kam es zu einer fürchterlichen Katastrophe, bei welcher Hunderte von Menschen den Tod finden mußten. Das Einzige, was die Abgangsstation noch thun konnte, war, nach K. und den beiden dazwischenliegenden Stationen zu telegraphiren, daß der Zug führerlos unterwegs sei, und daß man sich bemühen solle, ihn aufzuhalten.

Diese Depesche erregte in K. die größte Bestürzung. Vergebens versuchte der dortige Bahnvorsteher, die Unglücksnachricht zu verheimlichen, sie war in wenigen Augenblicken unter den Menschen bekannt, die auf dem Bahnsteige und in den Wartesälen auf die Ankunft ihrer Lieben harrten. Jeder Einzelne von diesen Leuten hatte in dem Zuge Angehörige, Kinder, Gattin, Schwestern, Braut oder Brüder.

Einen Augenblick lastete es wie starrer Schrecken über den Hunderten, die auf dem Bahnhofe versammelt waren, dann machte sich das Entsetzen Luft in Hilferufen, in Schreien und Weinen, in wildem Durcheinanderlaufen. Fortwährend kamen neue Zuzügler aus der Stadt, und wenige Worte genügten, um auch sie in den Bannkreis des Entsetzens zu ziehen.

Von der zweiten Station oberhalb kam die Nachricht: „Sonderzug führerlos in voller Geschwindigkeit durchgefahren. Aufhalten!" Sie hatten gut telegraphiren: „Aufhalten!" Obgleich man wußte, um was es sich handelte, brachte diese Nachricht doch einen neuen Ausbruch des Jammers, des Schreckens. Man sah knieende, händeringende Frauen, man sah Gruppen von Menschen, die sich unter verzweifeltem Schreien umschlungen hielten. Entsetzensvoll richteten sich die Augen immer nach der Richtung, aus welcher der Zug kommen sollte.

Plötzlich erschien auf dem Bahnsteige ein Mensch mit einer Axt in der Hand, Franz Borchart. Er stürzte sich auf einige Fässer, die am Ende des Bahnsteiges aufgestapelt standen und amerikanisches Schweineschmalz enthielten.

„Gefäße her!" schrie er. „Fett auf die Schienen, das ist die einzige Möglichkeit, den Zug aufzuhalten!"

Damit schlug er schon einigen Fässern die Deckel ein. Wenige folgten ihm zuerst, die ihn begriffen hatten, aber die Kunde verbreitete sich schnell, daß, wenn man Fett auf die Schienen streiche, die Reibung zwischen den Rädern des Zuges und den Schienen vollständig aufhöre, und selbst ein Schnellzug auf diese Weise zum Stillstand gebracht werden könne. Mit Gläsern, Töpfen, Kannen und Schaufeln, welche sie vom Buffet des Bahnhofes und aus den Werkzeugschuppen herbeiholten, schöpften jetzt Männer und Frauen aus den Schmalzfässern und strichen das Fett dick auf die Schienen. Das Drängen und Stoßen verhinderte jedoch eine sorgfältige Ausführung dieser Maßregel, die, um wirksam zu sein, auf eine Strecke von mehreren hundert Metern ausgedehnt werden mußte.

Auch Franz Borchart schien wenig Vertrauen auf das Gelingen seines Vorschlages zu haben, denn plötzlich stürmte er in der Richtung fort, aus welcher der Zug kommen mußte. Nur Wenige beachteten ihn, Jeder hatte mit sich selbst zu thun. Wer noch bewegungsfähig war, wem Angst und Schrecken die Glieder nicht gelähmt hatten, betheiligte sich an dem Aufstreichen von Fett oder an dem Aufschütten von Kies auf die Schienen. Einzelne Sachverständige — und es gab unter den Ingenieuren und Technikern des Ortes doch solche — schüttelten den Kopf zu dem Gebahren der Menge. Was da versucht wurde, war zwecklos. Wenn der Zug mit voller Gewalt herunterkam, konnte ihn nichts mehr aufhalten, weder Fett, noch Kies — die Katastrophe war unvermeidlich.

— — — — — — — — — — — —

Die Brust drohte Franz zu zerspringen, aber mit unverminderter Schnelligkeit rannte er weiter. Ein plötzlicher, verwegener Gedanke war ihm gekommen zur Rettung der Geliebten. Denn nur an sie dachte er in diesem Augenblicke. Sie sich als verloren, als verurtheilt zu dem schrecklichsten Tode des Zerdrückt- und Zerschmettertwerdens vorzustellen, brachte ihn fast an den Rand des Wahnsinns.

Etwas oberhalb der Stelle, wo die Bahn die Geleise der Nachbarbahn überschritt, befand sich eine Brücke, nur für Fußgänger bestimmt. Unter dieser Brücke mußte der führerlose Zug hindurchkommen, und Franz hatte den tollkühnen Entschluß gefaßt, von der Brücke auf die Lokomotive zu springen. Dieser Sprung war fast so gut wie eine Selbstaufopferung, denn es war zehn gegen eins zu wetten, daß er mißlang. Was galt aber Franz das Leben? War

es ihm nicht genügend in diesen Tagen verbittert worden? Und nun sollte ihm auch noch sein Liebstes, seine Agnes, zu Grunde gehen! Nein, ehe dies geschah, wollte er Leben und Gesundheit an ihre Rettung setzen oder mit ihr zu Grunde gehen.

In immer rasenderem Laufe stürmte Franz vorwärts. Jetzt sah er die Brücke, aber auch in der Ferne die weißen Rauchwolken, die der herankommende Zug ausstieß. Eine letzte Anstrengung — dann flog er die Stufen der Brücke hinauf und schwang sich über das Geländer. Er hatte noch Ueberlegung genug, um an der Seite sich an das Geländer zu hängen, die nach der Station K. zu lag. Er wollte sich erst dann auf die Lokomotive fallen lassen, wenn dieselbe die Brücke passirt hatte.

Mühsam rang er nach Athem. Der rasche Lauf drohte ihm in seinen Wirkungen jetzt noch die Lungen zu sprengen. Einen kurzen Blick warf er auf die Strecke — er sah den Zug herangebraust kommen. Er hörte das Klirren, fühlte die Erschütterung des Bodens. Noch einen zweiten prüfenden Blick warf er auf den Zug, im nächsten Augenblick schlug der heiße Dampf, der aus dem Schlot der Lokomotive quoll, an sein Gesicht, und im selben Augenblick ließ er sich von der Brücke heruntergleiten. Schwer schlug sein Körper auf, tausend Funken sprühten auf einmal vor seinen Augen, dann sank er bewußtlos auf die Kohlen des Tenders, auf die er gefallen war, nieder.

3.

Aus weiter Ferne hörte man das Rollen des Zuges, die Verzweiflung der auf dem Bahnhofe wartenden Menschen war auf das Höchste gestiegen.

„Die Geleise frei!" tönte der Ruf aus hundert Kehlen. „Fort von den Geleisen, oder noch größeres Unglück geschieht!"

Aber es herrschte solche Verwirrung, daß diejenigen Leute, welche selbst mitten zwischen den Schienen standen, am meisten schrien: „Geleise frei!" ohne sich von der Stelle zu bewegen. Mit Gewalt mußten Einzelne der Schreckerstarrten auf den Bahnsteig zurückgezogen werden.

Oben auf der Strecke erschien der Zug. Man hörte sein dumpfes Rollen, man hörte das Fauchen des Dampfes, der aus allen Ventilen drang. Jetzt neigte er sich in rasendem Laufe über die Senkung herunter dem Bahnhofe zu, der unvermeidlichen Katastrophe entgegen. Die Meisten wendeten sich ab, um das Unglück nicht mit eigenen Augen zu sehen. Verzweifelte Männer und Frauen, die ihre Kinder in dem Zuge hatten, mußten mit Gewalt verhindert werden, sich auf die Schienen zu werfen, um zusammen mit ihren theuersten Angehörigen den Tod zu suchen!

Noch ein gräßliches Aufflackern des Entsetzens, eine wildbewegte Scene von Schreien und Hilferufen!!

Dann plötzlich ein Schweigen, als hätte ein Blitzschlag die Menge getroffen!

Gellend und klar ertönte die Lokomotivpfeife des Zuges. Es war also Jemand auf der Maschine, der sie bereits in seiner Gewalt hatte und das Zeichen zur Einfahrt gab. Man hörte das Knirschen und Stöhnen der fest angezogenen Bremsen, immer langsamer kam der Zug heran, und als er die fettbestrichenen Schienen erreichte, stand er still.

Auf der Maschine erblickte man mit kohlengeschwärztem, blutüberströmtem Gesicht Franz Borchart, der noch im letzten Augenblick zum Bewußtsein gekommen war und die Maschine kurz vor der gefährlichen Stelle in seine Gewalt bekommen hatte. War es ihm auch nicht mehr gelungen, die Steuerung, die vollständig auseinander getrieben war, hineinzudrehen, so hatte er doch den Regulator schließen, den Dampf in die Vakuumbremse strömen lassen und selbst mit aller Kraft die Tenderbremse anziehen können.

Ein vielhundertstimmiger Jubelschrei ertönte aus der wartenden Menschenmenge. Dann stürzte sich Alles auf den Zug, um die Geretteten zu begrüßen und den Retter mit Zeichen der Dankbarkeit, der Achtung, der Verehrung, der Bewunderung fast zu erdrücken.

Die armen Frauen und Kinder, welche zwanzig Minuten lang in Todesangst gewesen waren, wurden aus dem Zuge heraus und in die Wartesäle getragen und geführt. Umarmungen, Thränen, Küsse zeugten von der Aufregung, welche bei den Passagieren des durchgegangenen Zuges und bei deren Angehörigen geherrscht hatte, zeugten von der Glückseligkeit der Geretteten und Derjenigen, die ihre Geliebten schon verloren geglaubt hatten.

In tiefer Ohnmacht lag der Retter selbst. Die Gehirnerschütterung, die er erlitten, die Verletzungen an Kopf und Gesicht waren viel schwerer, als er im ersten Augenblicke geahnt hatte. Nur übermenschliche Anstrengung, nur das Bewußtsein, daß von seiner Energie die Verhütung des schrecklichsten Unglücks abhing, hatte ihn aufrecht erhalten, ihm die Kraft gegeben, die Lokomotive in seine Gewalt zu bekommen.

Jetzt lag er in tiefster Bewußtlosigkeit, den blutigen Kopf im Schoße der leichenblassen Agnes, während sich zwei Aerzte um ihn bemühten. Bewußtlos noch wurde er eine Stunde später nach dem Krankenhause geschafft. Der Retter sollte anscheinend seine tollkühne und aufopfernde That mit dem Leben bezahlen.

Wenn aber etwas dazu angethan war, das Heldenthum des muthigen Retters zu erhöhen, die Theilnahme für ihn zu vermehren, so war es die Gefahr, in welcher Franz Borchart lange Zeit schwebte, und die sein junger, kräftiger Körper nur langsam überwand.

In dem ganzen Orte gab es nicht eine Familie, die ihm nicht zu außerordentlichem Danke verpflichtet gewesen wäre. Unsägliches Unglück hatte er verhindert, Hunderten das Leben gerettet, Tausende von Menschen vor Gram, Kummer, Sorge, Schmerz und Herzeleid bewahrt.

Die öffentliche Stimme schlug vollständig um zu Gunsten des jungen Mannes. Sogar der Berg- und Hüttendirektor, der sonst durchaus nicht zur Nachgiebigkeit bereit war, gab öffentlich eine Ehrenerklärung für Franz ab und theilte mit, daß er nach seiner Genesung in eine besser dotirte, selbstständige Stellung einrücken werde.

Als die Rettungsmedaille für Franz aus der Residenz ankam, gerieth ganz K. in einen Freudentaumel; das schönste Volksfest, im besten Sinne des Wortes, aber gab es doch, als Franz und Agnes unter der jubelnden Theilnahme der gesammten Bevölkerung ihre Hochzeit feierten.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Nützliche Verwendung der Farnkräuter. — Die Farne, gewöhnlich Farnkräuter genannt, bilden die höchst organisirte Art der Kryptogamen und erscheinen keineswegs überall in der Form eines Krautes, wie bei uns; in vielen Regionen unserer Erde entwickeln sie sich als starker, palmartiger Baum und verdienen diesen Gattungsnamen mit vollem Recht. Im Allgemeinen schätzt man an dieser Pflanze bei uns und anderswo die schöne Form ihrer Blätter und verwendet sie häufig zur Vervollständigung eines Blumenbouquets, als Zierrath in den Gemächern und als Zubehör zur Ausschmückung einer Blumenauslage; was wir aber den Farnen in ökonomischer sowohl als in mannigfach anderer Beziehung verdanken, davon hat man im Allgemeinen keinen Begriff. Vor Allem sei erwähnt, daß die Farne in jener geologischen Periode, wo die Steinkohle sich bildete, ein Viertel der Gesammtflora unserer Erde ausmachten: sie bildeten einen wesentlichen Faktor in der Formation der Steinkohle, und ihre zierlichen Formen treten uns beinahe in jedem Steinkohlenflötze massenhaft entgegen.

Farne zerfallen in eine Menge von Arten, deren bei uns verbreitetste das unter diesem Namen bekannte ordinäre Farnkraut ist, welches wucherhaft auf ödem Brachland wächst und gewöhnlich als überflüssiges Unkraut betrachtet wird, während man in vielen anderen Ländern dessen mannigfache Eigenschaften anerkennt und zu verwerthen weiß. So z. B. hat die Farnart Pteris aquilina wunderbar präservirende Eigenschaften, während deren eigenthümlicher Geruch dieselbe allen Insekten zuwider macht und uns vor einer Insektenpest, wie solche so oft vorkommt, bewahrt. Zugleich läßt diese Art Farn keinen Schimmelpilz aufkommen, beides Eigenschaften, die man dem Geruch und der Wirkung eines besonderen, in der Pflanze enthaltenen Oeles zuschreibt.

In verschiedenen Theilen Europas sind besonders die konservirenden Eigenschaften der Farne bekannt, so daß man solche in verschiedener Weise benutzt, wie z. B. in England, wo die Obsthändler ihr Obst in Farnblätter verpacken, weil solche, wie sie sagen, die Frucht frisch erhalten und vor Schimmel bewahren. Auf der Insel Man bedient man sich deren zum Einpacken frisch gefangener Heringe, und ebenso verpackt man in England allgemein neue Kartoffeln in mit Farnblättern ausgefütterte Körbe. Um solche während des Winters intakt zu erhalten, vergrub man sie in Löcher, die man in den Boden aushöhlte und mit Stroh ausfütterte, sowie mit Erde und Stroh verschloß. Ein Chemiker, der die Eigenschaften des Farnkrautes studirt hatte, rieth einem Landmanne, anstatt Stroh Farnkraut zu nehmen, was der Letztere sehr skeptisch aufnahm, es aber dennoch probirte, indem er ein Loch mit Stroh, das andere mit Farnkraut ausfütterte. Als der ausnahmsweise strenge Winter vorüber war, fand der Bauer die mit Stroh verwahrten Kartoffeln so zerfallen, daß es kaum der Mühe des Herausnehmens lohnte, während die mit Farnkraut verpackten vollkommen gut erhalten waren.

In vielen Theilen Deutschlands und Dänemarks werden die Kissen und Matratzen mit Farnblättern gefüllt, weil, wie man sagt, solche das Ungeziefer abhalten; ebenso werden in Frankreich die Betten skrophulöser Kinder mit Farnkraut ausgestopft, und die schottischen Pächter verbrennen solches in Massen und verkaufen die Asche an Seifensieder und Glasfabriken. In Wales feuchtet man die Asche an und formirt daraus kleine Kugeln, die wegen ihres Kaligehaltes gut bezahlt werden; besonders die Wäscherinnen bedienen sich ihrer als billigeres Surrogat für Seife mit Vorliebe, nachdem man sie im Feuer glühend gemacht und dann in einen Bottich mit Wasser geworfen hat, welches letztere nach einer Stunde verwendbar ist.

In alten Zeiten fand das Farnkraut auch eine eigenthümliche Verwendung dadurch, daß man Urnen mit den Gebeinen Verstorbener damit ausfütterte, wie solches aus der mikroskopischen Untersuchung einer auf der Insel Anglesea ausgegrabenen Urne hervorgeht. In der Normandie mischen arme Leute in Zeiten der Theuerung die saftigen Farnwurzeln mit dem Brod und in Sibirien mit dem Malz zur Bierbereitung.

Die Farne gedeihen auf allen Punkten der Erde und erreichen in südlichen Ländern oft eine Höhe von 10 bis 12 Fuß; grün abgeschnitten und dem Verfaulen preisgegeben, bilden sie einen vortrefflichen Dünger, namentlich für Kartoffeln.

In Indien werden viele Farnarten als wohlschmeckende Zuthaten in Speisen verwendet, und auf allen Inseln des Indischen Ozeans die aus Farnkräutern gebauten Vogelnester mit Vorliebe gegessen; die Spezies Scolopendrium ist ein Heilmittel gegen Blutspucken, und in Japan, Persien und Australien werden die Wurzeln anderer Arten als Zuspeisen verzehrt. Eine besondere Farnspezies soll ein sehr wirksames Mittel gegen Würmer im menschlichen Körper sein, und von einer besonders wohlriechenden bereitet man in Sibirien eine Abkochung als Surrogat für den theueren chinesischen Thee. Kurz, wenn die halbe Welt nicht noch in Unkenntniß darüber wäre, wie die andere Hälfte lebt, so würden auch die Farne der Geringschätzung, womit man vielerseits noch auf sie herabblickt, entrückt und zu einer Stufe der Anerkennung emporgehoben werden, die ihnen mit Recht zukommt. [B. Fr.]

Intelligenz einer Maus. — Der bekannte Dichter Baudelaire, beiläufig bemerkt einer der größten

Katzenliebhaber, die je gelebt haben, empfing eines Morgens den Besuch eines Fremden, der ihm ein Empfehlungsschreiben überbrachte. Derselbe war Buchhalter bei einem Kaufmann in der Rue St. Denis in Paris gewesen, der ihn aber fortgeschickt hatte.

„Warum hat er Sie denn weggeschickt?“ fragte Baudelaire.

„Ich will aufrichtig sein — weil er erfahren hat, daß ich auf der Galeere war.“

Jeden Anderen hätte es bei einer solchen Antwort geschaudert, nicht so aber den Dichter der „Blumen des Lasters“, der sich um so mehr für ihn interessirte, als dieser Mensch unter so seltsamen Umständen seinem Wohlwollen empfohlen war. Er lenkte das Gespräch auf das Leben der Galeerensträflinge und erfuhr, daß der Fremde, ungeachtet des strengsten Verbotes, von den Besuchern Geld anzunehmen, dennoch das Mittel gefunden hatte, sich als Sträfling etwas bei Seite zu legen.

„Aber wie haben Sie denn das angefangen?“ fragte Baudelaire.

„Wir hatten mehrere Mittel zur Verfügung,“ entgegnete der gewesene Galeerensträfling; „eines der selteneren, welches aber die Besucher besonders amüsirte, bestand darin, daß wir Mäuse dressirten, Geldstücke zu bringen, die man uns hinter dem Rücken der Aufseher zuwarf, und dieses Mittels bediente ich mich. Wir hielten nämlich beständig diese kleinen Thiere in unseren Kleidern versteckt, wo sie sich duckten, ohne sich zu rühren. Ließ nun ein Fremder zu unseren Gunsten ein kleines Stück Geld fallen, so bedurfte es nur eines leisen Pfiffes, und sofort verließ die Maus ihren Zufluchtsort, glitt den Körper entlang, schlüpfte am unteren Ende der Beinkleider heraus, ergriff die am Boden liegende Münze und trat im Handumdrehen die Rückreise auf demselben Wege wieder an.“

Nun läßt sich denken, wie sehr diese Erzählung Baudelaire interessirte. „Haben Sie Ihre Maus auch jetzt bei sich?“ fragte er.

„Gewiß, sie verläßt mich nie und ist, wie ich hinzufügen will, meine einzige Freundin, das einzige Wesen auf der Welt, dem es nicht vor mir graust.“

„Darf ich das Experiment mit ansehen?“

„Versteht sich, sehr gerne.“

Baudelaire wirft hierauf ein Frankenstück auf den Teppich, der Mann pfeift leise: die Maus steigt innerhalb seiner Hose herab, kommt zum Vorschein und hält inne, als ob sie dem Wetter nicht traute. Ihr Herr pfeift wiederholt: das kleine Thier ermuthigt sich, schleicht zu dem Geldstück hin, will solches ergreifen, als — o Verhängniß! — sie ein klägliches Gequiekse von sich gibt: Tiberius, Baudelaire's Kater, war über sie hergefallen.

„Um Gottes willen, entfernen Sie Ihren Kater, oder ich tödte ihn!“ schrie der fremde Mann in Verzweiflung.

Aber es war schon zu spät, die Maus hatte bereits unter den Bissen des Katers verendet.

Da richtete sich der Unbekannte auf, so lang er war, trat Baudelaire mit geballter Faust entgegen, als ob er ihn mit einem Schlag niederschmettern wollte.

Dieser aber rief ihm zu: „Hüten Sie sich, Sie waren schon einmal wegen eines im Jähzorn begangenen Todtschlages auf der Galeere!“

Und diese Worte brachten den Angreifer zur Besinnung.

Finster sagte er zu Baudelaire: „Sie haben mir zwar das Theuerste genommen, was ich besaß, allein Sie haben Recht, ich muß mich beherrschen lernen!“

Baudelaire empfahl ihn einem Bankhause, wo er Kassirer wurde und ein rechtschaffener Mann blieb.

[B. Fr.]

Das Orakel der Tabaksdose. — Die Dose des ehemals berühmten Negers Dessalines, als Kaiser von Haiti 1804 bis 1806 Jakob I. genannt, entschied gleich den Ordalien der Vorzeit über Schuld und Unschuld, über Leben und Tod. Wenn Jemand bei diesem tyrannischen Narren verklagt war oder als Bittender zu ihm kam, blickte er ihn starr an, machte dann seinen inwendig mit einem Spiegel versehenen Dosendeckel auf und untersuchte den daran befindlichen Tabak. War dieser feucht, so ließ er das als ein Zeichen der Unschuld gelten; war er aber trocken, dann mußte der Unglückliche, der vor ihm stand, ein Verbrecher und Aufrührer sein und auf der Stelle sterben.

[C. T.]

Humoristisches.



Offen.

Fräulein: Hören Sie, das Bild hat meinem Bräutigam gar nicht gefallen!

Photograph: Dann nimmt er Sie des Geldes wegen; verlassen Sie sich darauf!

Auf dem Weg von der Kirche.

Mutter: Merke Dir, mein Kind, was der Herr Pfarrer sagte: der Mensch soll sich selbst verleugnen!

Töchterchen: Aber liebe Mama, das läßeſt Du ja immer durch den Bedienten thun!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 10:
Schweigen und Denken kann Niemand kränken.

Kreuz-Arithmogriph.

1	ein Buchstabe,
3 2 4	eine biblische Person,
3 2 3 5 7	eine Schattenseite des Erdenlebens,
1 2 3 4 5 6 7	ein kostbarer Gegenstand,
2 4 5 7 3	ein Baum,
4 6 7	ein Heilmittel,
7	ein Buchstabe.

Die sich kreuzenden Mittellinien ergeben das Gleiche.

[Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 12.

Buchstaben-Räthsel.

Es ruht im tiefen Erdengrund,
Und öffnet's seinen Riesenschlund,
So kann es uns verschlingen.
Tritt in die Mitte noch ein c,
Kann's jede Lust und jedes Weh
Wortlos zum Ausdruck bringen.
Wird aber c mit n vertauscht,
So wird's, von süßer Lust berauscht,
Des Dichters Mund besingen.

[C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösung des Räthsels in Nr. 10: Lieder — Leider.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.